

Spielfest: Ärger dich doch!
Interview: Burghart Schmidt

Tips &
Termine

ZEIT
DAS STADTMAGAZIN
PLAN

17.11. – 23.11.

Falter

DDR-Extra

Wünsche werden wahr





Kräfte Burschen leisten ganze Arbeit! Foto: AP

„Die deutsche Revolution findet im Saale statt“
Kurt Tucholsky

Revolutionen, so lehren es Erfahrung und Fernseh- schirm, haben Spuren zu hinterlassen: vieltausendstimmige Chöre, wehende Fahnen, flüchtende Herrscher. Erst recht bei einem Volk, das sich zum ersten Mal in seiner Geschichte erhebt, wo die Gewohnheit noch keine Folklore mitliert hat. Doch bei einem Volk, das sich selbst zum Inbegriff von Obrigkeitshörigkeit und Anpassung gemacht hat, muß es wohl anders sein.

Samstag Mittag deutet auf dem Alexanderplatz, dem Zentrum Ostberlins, nichts auf Geschehenes hin. Es ist keine zwei Tage her, daß die Grenze geöffnet wurde, Scharen im Nachthemd hinüberströmten und Rotkäppchen-sektorkorken in den Himmel über Berlin schickten.

Die Menschen verlieren sich auf dem riesigen Platz, der grenzenlos scheint. Kein Bauwerk, das den Blick anzieht. Vom Fernsehturm nimmt man die auskragenden Pseudostützen aus Blech wahr, die wie überdimensionale Regenrinnen wirken. Verloren inmitten dieses Flugfelds nach nirgendwo eine Kirche, die keine verlorene Seele anzieht und eigentlich im Weg steht zwischen S-Bahnhof und dem Palast der Republik hinter dem Marx-Engels-Forum.

Auf den Gehsteigen am Rande des Platzes sind nicht mehr Familien unterwegs als an einem Einkaufssamstag im Dezember. Das einzige und erste Mal, daß Menschen dieses preußisch strenge Chaos in Besitz nahmen und nicht umgekehrt, war vorletzten Samstag als eine Million jenes Beben endgültig auslöste, das die Mauer aufbrechen ließ. Doch davon ist nichts zu spüren. Im Palast der Republik — einer Mischung aus Parlamentsgebäude und öffentlich zugänglicher Einkaufsstraße ohne Geschäfte — stellen sich die Flaneure brav vor den Cafés an,

Wie Fernsbilder täuschen können. Zwei Tage nach der Öffnung der Berliner Mauer bietet Ostberlin das Bild der Normalität, in Westberlin zieht man Gelassenheit der anstrengenden Euphorie vor. Ein Lokalaugenschein aus der geteilten, aber nicht mehr getrennten Stadt

Von Oliver Lehmann

Wir machen alles zum ersten Mal

bis sie plaziert, sprich vom Kellner an einen Tisch geführt werden.

Palast der Tränen

Am Brandenburger Tor ist es auch kaum anders als an jedem schönen Samstag im November, würden dort nicht junge Grenzsoldaten in lockerer Reihe stehen, teetrinkend, rauchend. Zu Fuß sind es zehn Minuten zur Friedrichsstraße, dem Palast der Tränen. So genannt, weil sich hier, am größten Grenzübergang der Stadt, bis vor ein paar Tagen Verwandte tränenreich voneinander verabschiedeten. Über allem überwachte ein Soldat auf einem Metallsteg die Bahnhofshalle. Nur als Schemen im Gegenlicht der verrußten Glasfassade sichtbar. Auch heute wird hier geweint. Aber nicht aus Abschiedsschmerz sondern wegen Zehen unter Nachbars Schuh, verlorengegangenen Eltern und stickiger Luft von Leibern, die durch die drei unterirdischen Etagen des Bahnhofs zum Bahnsteig drängen. Die West-Berliner Penner, sonst hier im Dauerquartier —, sicher vor der heimischen Polizei, als Anschauungsobjekte für die Gefahren des Kapitalismus von den DDR-Grenzsoldaten geduldet und mit dem billigen Alkohol aus den Intershops gesegnet — sind heute die einzigen Flüchtlinge.

Jene, die bereits in der

Früh aufgebrochen und jetzt zurückgekehrt sind, sinken erschöpft vor dem Bahnhof nieder. In den Schaukästen hängen weiter die Verpflichtungen zur Planerfüllung, keine Parolen sind an die Wände geschmiert, sie sind auf PVC gedruckt, transportabel und lauten „Aldi“, „Kaufhaus des Westens“ und „Camel“. Kleine Trophäen des Triumphs werden herumgereicht: „Schultheis“-Bier für die Eltern, „Alf“-Sticker für die Kinder.

Wie im Fernsehen

In der Straßenbahn werden mit Unbekannten Preisvergleiche angestellt: „Am Hermannplatz haben Sie den Cassettenrekorder bekommen? Da muß ich nächstens auch hin!“ Die Wagen schieben sich derweilen über geflickte Schienen und quieten sich erbärmlich, wenn der Fahrer sie in die Kurve preßt. Die Fahrt geht durch die Rosenthaler Straße, die den Versuch darstellt, der Betonfertigteilbauweise so etwas wie Architektur abzuwingen. „Wie im Fernsehen“, wiederholt ungläubig eine junge Frau im Kunstfasergemisch und kramt in ihrem Einkauf.

Endlich hat die Realität die Fiktion eingeholt. Was einem Westberliner ein Händ-

Ausland

druck mit J.R., ist dem Ostberliner der Einkauf bei „Kaisers“, einer Supermarktkette, die die Menge mit dem Plakat köderte: „Ein Pfund Kaffee und eine Tafel Schokolade für jeden Ostberliner gratis!“

Am Prenzlauer Berg, wie Wedding und Kreuzberg auf der anderen Seite, ein traditioneller Arbeiterbezirk und ebenfalls Herberge der Subkultur, ist Endstation. Bei der Eberswalder Straße stehen diszipliniert jene, die den ersten Einkauf schon am Freitag hinter sich gebracht haben und sich jetzt wieder auf den Weg machen. Die älteren herausgeputzt wie Bauern bei einer Visite in der Stadt, die Jugend im Kleinstadteinheitsoutfit, der um ein Jahr verspäteten Modetrends.

Neben den zehn Meter breiten Durchlässen sind die Samstag früh aus der Mauer herausgebrochenen Teile angelehnt. Die Grenzsoldaten geben sich bei der Verkehrsregelung der Fußgänger Massen der Illusion hin, etwas Sinnvolles zu tun. Es ginge auch ohne sie, geübt in Disziplin und Eigenorganisation stellen sich die Leute an, lassen eine zweite Schlange einreihen, drängen nicht. Visum oder Paß führt so gut wie niemand mit sich. Die Frage der Beamten klingt genauso resigniert wie der Hinweis nach abschlä-

giger Antwort: „Das nächste Mal bitte“. Aus dem Bild fällt ein etwa fünfzigjähriger Mann in einem blaugrünen Anorak und zerschlissener Hose. Ein ungelenk beschriebenes Transparent verkündet: „Modrow ist gut, Stolpe ist besser.“ Er sammelt Unterschriften für die Ernennung des Vorsitzenden der evangelischen Bischofskonferenz zum Ministerpräsidenten. Gelassen geben die meisten eine Unterschrift, so als ob sie für eine verkehrsberuhigte Zone einträten. Er mache sowas zum ersten Mal, erzählt er beiläufig, es sei nun mal an der Zeit. Eine Frau neben ihm: „Wir machen alles zum ersten Mal.“

Der sozialistische Gang

Es mag stimmen, aber für fremde Augen sieht es so aus, als ob sie nur auf das Startsignal gewartet hätten und innerhalb von Tagen Theorie — bedächtig aber mit klarem Ziel — in die Praxis umsetzten. Noch ist etwas zu spüren von der Standardphrase für gemächlichen Fortschritt: „Es muß alles seinen sozialistischen Gang gehen“, in der DDR Synonym für „alles seine Ordnung haben“.

So hat es auch seine Ordnung, wenn zwei Polizeibeamte an der Schönhauser Allee die Irrenden Richtung

Mauer weisen. Sie tun es mit jener Selbstverständlichkeit, mit der sie die Fragenden vor ein paar Tagen noch auf das Polizeirevier gebracht hätten. Nur selten taucht ein Merkmal der Anormalität auf, etwa wenn ein VoPo auf die Frage nach dem günstigsten Übergang nach Kreuzberg antwortet: „Wo ist denn Kreuzberg?“ Der günstigste Übergang nach Kreuzberg ist die U-Bahnstation Jannowitzbrücke, die ebenfalls am Samstag morgen eröffnet wurde. Insgesamt werden es neun neue Kontrollstellen werden. 28 Jahre lang unterquerte der Zug Ostberlin, Kreuzberg mit Wedding verbindend, ohne an den bestehenden Stationen zu halten. Eine 500 Meter lange Schlange rückt im Rhythmus der einfahrenden Garnituren vor. Und auch hier herrscht wieder die Gelassenheit, die das Klima an diesem Wochenende in Ostberlin prägt. „Heikes Mutter wohnt da drüben“, deutet ein Mann aus der Gruppe Jugendlicher vor mir auf einen unsäglichen Wohnblock. „Ich geh' mal Onkel Hans in Hamburg anrufen.“ Ein paar Minuten später ist er wieder da: „Ich hab' Bescheid gesagt, daß wir abends kommen“, sagt er beiläufig, so als unternähme er diese Reise zweimal im Monat.

Unter der Erde erwartet den touristischen Hoffnungsmarkt „eine schlüsselfertige U-Bahn“. Wären nicht die Elektriker der beiden Verkehrsgesellschaften systemübergreifend am Reparieren der Sprechanlage und die Schaffner, gemeinsam die überquellenden Züge abfertigung, nichts deutete darauf hin, daß hier jahrzehntelang keine U-Bahn hielt.

Zwei Stationen weiter auf dem Kottbusser Damm in Westberlin. Die Bilder beginnen sich zu ähneln, die erste Anpassung der beiden Teile der Stadt erfolgt durch Warteschlangen. Hier bilden sie sich vor den Banken, die bis Samstag

Fortsetzung Seite 7



Take a look at the wild side! Foto: AP

Fortsetzung von Seite 5

tag spät nachts offen haben werden, um jedem Ostberliner 100 Mark „Begrüßungsgeld“ und der Masse Kaufkraft für die Geschäfte auszuhändigen, die ebenfalls geöffnet sind. Eine weitere Annäherung ereignet sich an diesem Tag: Der Konsumgütermangel in Ostberlin findet hier seine logische Fortsetzung. Am Abend sind die Läden leer: Die Stadt ist gesäubert von Bananen, Jeans, Nylonstrümpfen und Reisekatalogen. Brot, Milch und Butter gibt es nur noch in Ostberlin. Auf der Rückfahrt scharen sich die Heimkehrenden vor den Stadtplänen in den U-Bahnstationen und vollziehen mit dem Finger nach, was sie sich eben tastend erforschten. Die terra incognita auf den Karten ostdeutscher Provenienz wird zum ersten Mal benannt. Die Westberliner haben sich an diesem Abend schon längst zurückgezogen. Der Reiz des schnellen Ausflugs über die Mauer ist dahin, seitdem die Grenzorgane der DDR ihre Landsleute gänzlich unkontrolliert ziehen lassen, sich aber mit umso größerer Aufmerksamkeit dem Pflichtumtausch von 25 D-Mark für westliche Einreisende widmen. Die Westdeutschen — in Berlin „Wessis“ genannt — prägen jetzt das Bild. Mangels Ereignissen in Form von Mauerdurchbrüchen wird jetzt am Checkpoint Charley schon leicht genervten Ostberlinern auf die Schulter geklopft und zugestrotzt.

Begrüßungsgeld

Erschöpfung macht sich breit, auf beiden Seiten. Die Ostberliner Familien schleppen sich, die Kinder und die Einkäufe über die Grenze: Reisefreiheit bedeutete zu allererst Konsumfreiheit. Die Westberliner haben sich in

Wohnungen und Kneipen verzogen. Die Euphorie des ersten Mauerspaziergangs ist vorbei, was bleibt ist der Frust über gezwungen ausgelassene Westdeutsche, die zu Recht fürchten, etwas versäumt zu haben. Die ersten Feinabstimmungen finden statt. Kein Gespräch, bei dem nicht irgendwann die Worte fallen: „Also bei uns ist das so...“. Was folgt, sind Erklärungen zur Bewältigung des Alltags, wie der Kauf von U-Bahnbillets und die Handhabe von Telefonapparaten. Die Jargons lernen einander kennen. Der realsozialistische Ausdruck „Show“ (sprich: Schau) verdrängt das angestammte „geil“, ebenso wie „ziemlich“ dem kraftvollen „urst“ (von ur-) Platz macht.

Eine Heimkehrerin erzählt ihrer Nachbarin von ihrer Sightseeing-Tour: „Und am Schluß warn wa bei Em Ce Donalds, wenn ick da an unsere Jrillettos denke!“ In ein paar Wochen wird auch sie den Namen der Fastfoodkette richtig aussprechen und die Hamburger den Grilletos vorziehen. Berlin wird eine Stadt wie jede andere werden. Die Kreuzberger Subkultur — bis letzten Donnerstag auf drei Seiten durch die Mauer vom Rest-Berlin abgeschottet — wird dem Druck nicht standhalten können.

Die Mauer: Lauschige Plätze im an sich überquellenden Berlin und vergessene Ökotope, ein Endlosband an Politparolen und Liebeserklärungen, willige Plattform der Selbstdarstellung, als Instrument der Trennung von den Berlinern auf beiden Seiten schon lange nicht mehr wahrgenommen.

„Früher waren wir eine Insel“, wird eine junge Berliner melancolisch, „jetzt ist das Meer zu uns gekommen, und Schwimmweste hab' ich auch keine.“ □

Ausland

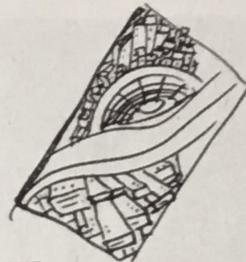
Es hat etwas beruhigendes, wenn einschneidende politische Ereignisse nicht im Repräsentationsornat der Macht stattfinden, sondern im Schlafrock der Hilflosigkeit daher schlafpen. Donnerstag abend war es an Günter Schabowski, dem frischgeklärten Informations-Sekretär der SED, dafür ein Beispiel zu liefern, als er in Papieren kramend, die Grenzfreigabe bekannt gab.

weit vorangetrieben, vielleicht auch bewußt eskalieren lassen, daß eine Umkehrung des Kurses unmöglich scheint. Was bei allem Trennenden die politisch relevanten Gruppen in der DDR eint, ist ihr ausnahmsloser Anspruch auf zwei deutsche Staaten.

Der einzige, der dies vergangenes Wochenende nicht wahrhaben wollte, war Bundeskanzler Kohl. Mit „famous last words“ hatte er sich in Polen verabschiedet: „Mein Platz ist jetzt in Bonn“, um auf der

Quadratmeter. Die Hausbesitzer schmeißen über Nacht die Mieter aus den Wohnungen, um sich die Prämie von 2.000 D-Mark für jedes gebotene Obdach zu Gunsten eines Übersiedlers vom Senat auszahlen zu lassen.

Auch die Minderheiten werden unter verstärkten Druck geraten, allen voran die Polen, denen nach der Demokratisierung in ihrem Land, auch von Mitgliedern der AL unverblümt die Heimreise empfohlen wird. Relativ am



Kaos statt Chaos

Ein Kulturprogramm der Gruppe RaumZeit läuft anlässlich des Wiener Stadtentwicklungssymposiums von 10. bis 18. November in der VHS Stöbergasse

Unsere Kulturprogramme sollen spannend sein — am Lebensstil orientiert, aber nicht oberflächlich“, sagt Bernhard Perching.

Den Organisator im Filmhaus Stöbergasse, die Journalistin Andrea Hurton und Winfried Steiner, den Planer am Institut für Stadtforschung, verbindet eine langjährige Freundschaft.

Winfried Steiners Auftrag zur Vorbereitung des Wiener Stadtentwicklungssymposiums gab Anlaß für ein begleitendes Kulturprogramm. So taten sich die drei zur Gruppe RaumZeit zusammen. *Kaos Stadt* nennt sich ihre erste Arbeit.

Chaos, vom griechischen chainein, „gähnen“, der klaffende, gähnende Abgrund. Hier: weiträumiger, schöpferischer Ort, Ort, an dem Neues entsteht, Ort der Unsicherheit, des Unvorhersehbaren. *Kaos Stadt?* stellt Fragen und sucht Antworten auf Probleme des Städtetourismus, des Freizeitangebots, der Stadterneuerung und Kultur im Stadtraum. Es ist ein Versuch, den Begriff „Urbanität“ anschaulich zu machen.

„Es war von Anfang an geplant, Filme zu zeigen“, erläutert Winfried Steiner die Ideen zur Umsetzung des Mottos. Eine Retrospektive mit Filmen zum Thema Stadt läuft vom 10. bis 23. November im Filmhaus Stöbergasse. Achtzehn Streifen, von Alphaville bis Suburbia. Was verbindet sie untereinander und mit der Stadt? „Fest steht, ... daß Stadt und Kino Orte sind, an denen identitätsstiftende und zerstörende Momente einander aufs Heftigste bekämpfen.“ (Alexander Horwath/Gottfried Schlemmer: Film und Stadt)

Peter Saunders, Soziologe, Wendelin Schmidt-Dengler, Germanist, Chris Duller, Musikredakteur, Thomas Macho-Hartmann, Friedensforscher und Peter Sloterdijk, Philosoph, beleuchten in ihren Referaten unterschiedliche urbane Probleme.

Warum *Kaos* mit K, frage ich Winfried Steiner. „Die Idee ist mir bei einem Film gekommen“, antwortet er. „Kaos“ von den Brüdern Taviani, nach einem Stoff von Luigi Pirandello. Ein Film übers Land. Auch darin kommen weitläufige, schöpferische Orte vor.“

Günter Engel

Flucht nach vorn

In Berlin selbst geht es mehr denn je ums Geschäft. Cassettenrecorder wollen die einen, teures Bauland verschachern die anderen. Vereinigungsphantasien nehmen proportional zur geographischen Entfernung zu

Von Oliver Lehmann

Sein Statement erinnert an das Märchen vom Hasen und vom Igel. Als die Regierung eine vereinfachte Handhabung der Reisegesetze in Aussicht stellte, wollte das Volk nicht mehr den Kuchen, sondern die ganze Konditorei. Mit der bedingungslosen Öffnung der Grenze trat die Führung der SED eine Flucht nach vorne an, die einem Clausewitz würdig gewesen wäre. Zum ersten Mal seit Monaten, seit den Montagskundgebungen in Leipzig, der größten Demonstration in der jüngeren deutschen Geschichte vor-

Stelle nach Berlin zu fliegen. Vor dem Schöneberger Rathaus hatten sich hundertausende versammelt, um mit Willy Brandt zu feiern, Oberbürgermeister „Liebling Kreuzberg“ Walter Momper zu bejubeln und Außenminister Genscher in Sprechchören zuzustimmen, als er die Endgültigkeit der polnischen Westgrenze unterstrich. Als dann der Bundeskanzler die Einheit der deutschen Nation beschwor, schlug ihm ein Pfeifenkonzert entgegen, so daß bald kein Wort von ihm mehr zu verstehen war. Als Vereiner-

besten geht es noch den Türken, die es über die Jahre verstanden haben, ihre eigene Infrastruktural aufzubauen und autonom in ihrer Umgebung zu leben. Dazu kommen die wirtschaftlichen Probleme.

Die schon seit Jahren bestehenden wirtschaftlichen Verflechtungen auf offizieller Ebene — so entsorgt die DDR gegen Devisen den Abfall des Westteils — fanden vergangenes Wochenende ihre Ergänzung in den keimenden privaten Geschäftskontakten. Auf die Dauer scheint eine Währungsunion unvermeidlich,



Bearbeitung eines Gesamtkunstwerks/Foto: AP

letzten Samstag in Ost-Berlin, konnten sich die Machthaber Luft verschaffen. Die Ankündigung von Neuwahlen in nächster Zeit bringt sie in die Offensive. Die Opposition — unvollständig im Neuen Forum und SDP organisiert — riecht den Braten und weiß um ihre Schwächen im programmatischen und logistischen Bereich. Zur treibenden Kraft der Umgestaltung sind heute die einfachen Parteimitglieder geworden. Der Versuch, durch eine Parteikonferenz grundlegende personelle Veränderungen hinauszuzögern, ist gescheitert, die Basis hat den Parteitag im Dezember durchgesetzt. Ob Krenz dann seine Schuldigkeit getan hat oder noch bleibt, ist uninteressant.

Seiner Rolle als Karoly Grosz der DDR — als Zwischenposten der Entwicklung also — wird er gerecht. Die parteiinternen Reformer aus dem traditionell aufrührerischen Sachsen, wie Hans Modrow, haben die Situation so

des Vaterlandes wollte er von Berlin in den Wahlkampf ziehen, als geprügelter Hund schlich er davon. Mit auf den Weg gab ihm die Berliner Bevölkerung — sensibilisiert durch ihre Lage — eine Abfuhr seiner Vereinigungsphantasien. Diese scheinen proportional zur Entfernung von Berlin im Bundesgebiet zu wachsen. Ein blindwütiger, sich nicht verstanden fühlender Kohl wird sich bei weiterer Strapazierung des Themas bald mit der Verdienstmedaille der Republikaner schmücken dürfen; wegen selbstloser Wahlwerbung.

Die übrigen Redner Freitag abends waren sich des Unsinn der Frage bewußt. Außerdem gibt es jetzt dringendere Probleme. Schon stehen die Städteplaner Blaupause bei Fuß, die Umgebung der Mauer — im Stadtzentrum erstklassiges Bauland — wird schon seit Wochen von Spekulanten aufgekauft; durchschnittlicher Preis zur Zeit 5.000 bis 6.000 D-Mark pro

will man den konsumwilligen Familien und lohndrückenden Schwarzarbeitern aus dem Ostteil der Stadt nicht die Türen in Form von Restriktionen der westlichen Seite zuschlagen. Doch diese dürfte bei den wirtschaftlichen Problemen den längeren Atem haben. Die Regierung in Ostberlin — welche es auch sein mag — wird zu einer Regelung gezwungen sein, will sie nicht ihrer dahinsiechenden Ökonomie den endgültigen Gnadenstoß, durch eine Überhandnahme der Schattenwirtschaft geben.

Die Stadt steuert auf massive Probleme zu und ihre Bewohner nehmen es jedem übel, der daraus großdeutsches Phrasenkapital schlagen will. Auf einer Pressekonferenz am Tag nach der Kundgebung vor dem Schöneberger Rathaus zitierte Momper Gorbatschow bei seinem Besuch in Ostberlin im Oktober: „Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben.“ □

Soziales Förderungs- und Forschungsinstitut

SOFFI



SEMINAR in BRÜSSEL

Informationen telefonisch anfordern!

SOZIALES EUROPA? BILDUNGSREISEN 1990

0512 / 58 20 61